

Ulf B i c h e l, Kiel

VON KRITIKERN ALS "HOCHDEUTSCH" EMPFUNDENE SPRACH-  
ERSCHEINUNGEN IN NIEDERDEUTSCH-SPRACHIGEN WERKEN  
KLAUS GROTHS UND FRITZ REUTERS

Nicht gerade selten ist einem plattdeutschen Autor oder einem plattdeutschen Redner gegenüber das Urteil zu hören: Das, was der schreibt, bzw. das, was der sagt, ist doch Hochdeutsch nur mit plattdeutschen Lauten! Das will sagen, dieses Plattdeutsch ist "nicht echt", und dieses "nicht echt" ist als endgültig vernichtendes Urteil gemeint. Nun muß zugegeben werden, daß es etliche Transferenzen aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche gibt, die genuin Plattdeutsche einhellig als unangemessen beurteilen. Es sind jene Phänomene, die Heinrich Wesche einmal "umgekehrtes Missingsch" genannt hat, und die anderweitig als "Ver-einsplatt" oder "Patentplatt" bezeichnet werden<sup>1</sup>. Beispiele davon haben die "Mitteilungen aus dem Quickborn" über längere Zeit unter der Überschrift "Plattdeutsche Schreckenskammer" zusammengestellt. Die Sicherheit des Urteils, die Selbstgewißheit, mit der es gefällt wird, kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Kriterien für diesen Richtspruch kaum faßbar sind. Fritz Specht und Alexander Stempel, die wohl auch im wesentlichen für die Zusammenstellung der "Plattdeutschen Schreckenskammer" verantwortlich sind, beklagen das ausdrücklich. In ihrem Aufsatz "Der niederdeutsche Stil"<sup>2</sup> schreiben sie dazu:

Das Kennzeichnende des niederdeutschen Stils herauszustellen, ist besonders schwierig, weil alle niederdeutschen Schreiber ohne Ausnahme auch hochdeutsch schreiben, abgesehen davon, daß sie beständig Hochdeutsch hören und lesen und auf dem Wege über das Hochdeutsche ihre Bildung empfangen haben. Da allem Schreiben das Denken vorausgeht,

---

1 Vgl. H. WESCHE, *Die plattdeutsche Sprache in der veränderten Welt*, Bericht der 21. Bevensen-Tagung 1968, S.12-33, sowie U. BICHEL, *Die Überlagerung des Niederdeutschen durch das Hochdeutsche*, in: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, hrg. v. W. BESCH - O. REICHMANN - St. SONDEREGGER, 2. Halbband, Berlin 1985, S.1865-1873.

2 F. SPECHT - A. STEMPEL, *Der niederdeutsche Stil*, in: F. MEHLEM - W. SEEDORF (Hrg.), *Niederdeutsch. Ein Handbuch zur Pflege der Heimatsprache*, Hannover 1957, S.98-102.

ist es klar, daß sie alle, auch ohne Ausnahme, in Gefahr geraten, ihr Niederdeutsch durch Hochdeutsch beeinflussen zu lassen<sup>3</sup>.

In diesem Zusammenhag führen sie dann weiter aus:

Über *Stammlers* Vorwurf, *Klaus Groth* habe "hochdeutsch gedacht" und über *Albert Mühls* Meinung, daß *Groth* "...sich denn auch genötigt fühlte, hochdeutsche Sprachbestandteile in den plattdeutschen Stil einzuflechten", darüber mag man denken, wie man will; der Leser ersieht aber daraus, daß es in der Tat schwer sein muß, das herauszustellen, was einwandfrei niederdeutsch ist<sup>4</sup>.

Daß *Groths* plattdeutsche Dichtung hochdeutsch beeinflußt sei, ist dabei schon eine ältere These. Bereits *Robert Prutz* schreibt in seiner Besprechung im "Deutschen Museum" 1857, die den Streit zwischen *Groth* und *Reuter* ausgelöst hat:

*Klaus Groth* steht ja in der Mehrzahl seiner Gedichte wesentlich unter dem Einfluß der modernen hochdeutschen Bildung, es sind Momente hochdeutschen Cultur- und Geisteslebens, die er verarbeitet ...<sup>5</sup>.

Von *Reuter* sagt *Prutz* demgegenüber, dieser sei "durch und durch Plattdeutscher". Immerhin muß aber die Aussage von *Specht* und *Stempel*, die im Original in fettgedruckten Lettern betont, daß "alle niederdeutschen Schreiber ohne Ausnahme" in die Gefahr geraten, "ihr Niederdeutsch durch Hochdeutsch beeinflussen zu lassen", sich auch auf *Reuter* beziehen. Und außerdem ist - meist nicht gerade von Sprachwissenschaftlern, aber öfter doch von unbefangenen Plattsprechern anderer Landschaften - zu hören, *Reuters* Mecklenburgisches Platt, das sei gar kein ordentliches Platt, das sei ja schon halb hochdeutsch.

Wir geraten hier also mitten in die Frage nach der "Echtheit" im Plattdeutschen, eine Frage, die immer wieder zu leidenschaftlichen Angriffen und Verteidigungen führt. Die bewußten Sprachpfleger sind bei diesen Kämpfen vornean. Die Wissenschaftler hüllen sich demgegenüber in Schweigen, weil ihnen keine zuverlässigen Kriterien für die Prüfung der Echtheit zur Verfügung stehen.

Ich hoffe, daß Sie angesichts dieser Lage nicht von mir erwarten, daß ich die anstehenden Probleme im Handstreich löse,

---

3 SPECHT - STREMPPEL (wie Anm.2) S.98.

4 SPECHT - STREMPPEL (wie Anm.2) S.98.

5 R. PRUTZ, *Plattdeutsche Dichtung*, Deutsches Museum 1857, Bd.2, S.696-698. Hier zitiert nach A. HUCKSTÄDT, *Fritz Reuter im Urteil der Literaturkritik seiner Zeit*, Rostock 1983, S.78-81, Zitat S.79.

indem ich Ihnen eine universell anwendbare Definition von "Echtheit" hervorzaubere. Das wäre ein zu weit gestecktes, ein vielleicht unerreichbares Ziel. Aber ich möchte doch einige Schritte zur Klärung der Problemlage versuchen.

Dazu erscheint es mir nicht unangebracht, bei dem ersten Literatursprachstreit der neuniederdeutschen Literaturgeschichte anzusetzen, bei dem Groth und Reuter als Antipoden erscheinen. Es ist meine Absicht, einzelne Phänomene, die Anstoß erregt haben, und weitere Erscheinungen, die sich offensichtlich vom Hochdeutschen herleiten lassen, zu analysieren und zu ordnen. Ich hoffe auf diesem Wege verschiedene Komponenten des Problemkomplexes "Echtheit" deutlich machen zu können und hier und da auch zeigen zu können, wie diese Komponenten ineinandergreifen. Das wird, wie gesagt, nicht dazu führen, daß nun gesicherte Urteile über Echtheit und Unehtheit des Plattdeutschen in einem Text möglich werden; aber es könnte möglich werden, daß gar zu sicher gefällte Urteile relativiert und im günstigen Fall auf ihren Gültigkeitsrahmen zurückgeführt werden.

Doch nun sei am konkreten Beispiel untersucht, wie es mit hochdeutschen Einflüssen bei Groth und Reuter steht. Als Ansatzpunkt wähle ich Ausführungen von Franz Boll, die von Reuter in seine "Abweisung der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat" aufgenommen worden sind<sup>6</sup>. Offensichtliches Ziel dieser Darlegung ist es, die Dichtung Groths an Hand eines Beispiels Punkt für Punkt abzuwerten. Ausgewählt ist dazu das Gedicht "Abendfröden", das von anderer Seite viel Anerkennung erfahren hat. Franz Bolls Tadel bezieht sich auf verschiedene Beschreibungsebenen. Hier sollen jene Punkte berücksichtigt werden, die Beziehungen zum Thema "Hochdeutscher Einfluß im Niederdeutschen" haben. Boll führt aus:

Gleich in der ersten Zeile begegnen wir einem in der hier gebrauchten Bedeutung lediglich aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutschen eingedrungenen Worte: "De Welt is *rein* so *sachen*" oder *sachten*, wie das Wort richtiger plattdeutsch heißt. Man spricht zwar hochdeutsch: das ist rein zu arg; plattdeutsch aber heißt es: dat is schir to tull<sup>7</sup>.

Dem ist entgegenzuhalten, daß *rein* schon mnd. als Adv. in der Bedeutung 'vollständig, ganz und gar' nachgewiesen ist<sup>8</sup> und daß

6 F. REUTER, *Gesammelte Werke und Briefe*, hrg. v. K. BATT, Rostock (und Neumünster) 1967 (= REUTER, GW), Bd.7, S.567-593. - Der mit F. B. unterzeichnete Brief von Franz Boll steht auf den Seiten 582-593. Angaben über Franz Boll finden sich im selben Band S.680f.

7 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.584.

8 A. LÜBBEN - Chr. WALTHER, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*, Norden Leipzig 1888 (Nachdruck Darmstadt 1965 u.ö.) S.297.

Mensing reihenweise Beispiele für den entsprechenden modernen Gebrauch gibt - u.a. *dat is r. to dull*<sup>9</sup> - während hier für *schier* als Adv. die abweichende Bedeutung 'fast', 'beinahe', 'ungefähr' angegeben wird. Bolls Plattdeutsch wäre also in Schleswig-Holstein zumindest nicht ganz richtig, und von hochdeutschem Einfluß kann hier keine Rede sein. Übrigens liegt auch beim Gebrauch des Wortes *sachen* in der Bedeutung 'ungestört, ruhig friedlich', den Boll ebenfalls tadelt, schon mnd. nachgewiesener Gebrauch vor<sup>10</sup>, der in Schleswig-Holstein weiterhin gültig ist. - Zum Vers *Man hört ni ween noch lachen* sagt Boll:

Auch das im Hochdeutschen (freilich in der Bedeutung von *auch nicht*) einheimische *noch* möchte ich für Normal-Plattdeutsch nicht empfehlen. Man findet es zwar in den Lexicis, hört es aber kaum in jener Bedeutung aus einem rein plattdeutschen Munde<sup>11</sup>.

Auch dieser Gebrauch ist bereits mnd. zu finden<sup>12</sup>, und mir selbst ist die ganz parallel gebaute Wendung *Dat is ni half noch heel* als feste Wendung recht geläufig. - Zur selben Verszeile führt Boll noch weiter aus:

Ebenso ist das unbestimmte Pronomen "man" (welches Herr Dr. Klaus Groth sehr oft gebraucht) aus dem Normal-Plattdeutschen gewiß gänzlich zu verbannen. Im älteren Plattdeutschen findet es sich zwar (aber selten) in den Formen *me* und *men*, aber schwerlich wird man es von einem rein Plattdeutsch-Redenden jemals hören, da die Plattdeutsche Sprache, gleich der lateinischen, in diesen Fällen der abstrakten die konkrete Sprechweise vorzieht und sagt: *Du hörst* oder *ji hört nich weenen, nich lachen*<sup>13</sup>.

Zum Pronomen *man* heißt es demgegenüber bei Mensing<sup>14</sup>:

Das eigentliche plattd. Wort für "man" ist *een* (s. I, 997f.), im Satzzusammenhang zu 'n gekürzt (s. n): *dat kann 'n ni weten*. Oft vermeidet man das nicht sehr beliebte *man* durch Umschreibung mit dem Passiv: *dat ward ni daan* "das tut man nicht",...

- 
- 9 O. MENSING, *Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch* (Volksausgabe), 5 Bde. Neumünster 1927-1935, Stichwort *rein* Bd.4, Sp.74-76; Stichwort *schier* Bd. 4, Sp.334-336, zum Adv. Sp.335 unten.
- 10 Agathe LASCH - C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsches Handwörterbuch*. Fortgeführt v. G. CORDES, Bd.1 Neumünster 1956, Bd.2 u. 3 in Lieferungen (noch nicht abgeschlossen), Stichwort *sachte* Bd.3, Sp.2.
- 11 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.584f.
- 12 LUBBEN - WALTHER (wie Anm.8) S.248; ausdrücklich wird hier der Gebrauch "bloss im folgenden Gliede eines verneinenden Satzes" hervorgehoben.
- 13 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.585.
- 14 MENSING (wie Anm.9) Bd.3, Sp.582f.

Hier besteht zwar Einigkeit mit Boll darüber, daß *man* bei Plattdeutschen nicht beliebt sei, und man muß wohl auch sagen, daß es sich hier um eine aus dem Hochdeutschen übernommene Lautgestalt handelt, aber die Aussage von der Bevorzugung der konkreten Sprechweise bedarf doch einer gewissen Einschränkung.

Zur Verszeile *Nu liggt dat Dörp in Dunkeln* meint Boll: "Auch hier stolpern wir sogleich über ein hochdeutsches Wort, denn *Dunkel* ist nicht plattdeutsch, sondern nur aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche eingeschmuggelt, plattdeutsch heißt es: *in'n Düstern*." - Zu *dunkel* ist bei Mensing vermerkt: "nicht volkstümlich, nur vereinzelt (bes. im Schleswigschen) statt *düster* gebraucht." Im Grunde ist es hier wie bei dem Pronomen *man*: Ein altes niederdeutsches Wort - in diesem Fall *dunker*, das übrigens im Niederländischen bis heute lebendig ist - ist außer Gebrauch gekommen und durch die nur leicht abweichende entsprechende Form aus dem Hochdeutschen ersetzt worden. Es ist, wenn auch beschränkt, in der Mundart in Gebrauch.

Zu den Verszeilen *Sogar en schüchtern Hasen / Sleep mi vær de Föt* ist bei Boll zu lesen:

So stoßen wir auch abermals auf ein paar hochdeutsche Eindringlinge, nämlich *sogar* und *schüchtern*. *Sogar*, obgleich man es jetzt häufig in dem mit Hochdeutschem versetzten Plattdeutschen des Volksjargons hört, war dem Plattdeutschen unserer Vorfahren fremd, sie würden gesprochen haben: "*sülwst en schüchtern Hasen*". (...) Aber auch das Prädikat *schüchtern* ist nicht plattdeutsch, sondern lediglich aus dem Hochdeutschen geborgt; die plattdeutsche Sprache hat wohl ein Verbum *schüchern* oder *schüchtern*, aber in ganz anderer Bedeutung, z.B. "*Schücher mi de Höhner in den Stall*"; ein Adjektiv *schüchtern* ist ihr fremd<sup>15</sup>.

Wie die Sache beim Wort *sogar* bestellt ist, kann ich nur schwer nachprüfen. Im Mensing ist dieses Adverb ohne weitere Hinweise zu seinem Gebrauch verzeichnet. Ich komme auf dies Wort aber noch zurück. Bei *schüchtern* ist interessant, was im Etymologischen Wörterbuch der Duden-Reihe darüber zu lesen ist. Dort heißt es:

*schüchtern*: Das erst im 16. Jh. als *schüchter*, *schuchter(n)*, "*scheu gemacht, ängstlich*" aus dem *Mnd.* ins *Hochd.* übernommene Adjektiv wurde urspr. von Tieren gesagt. Voraus liegt das Verb *mnd.* *schüchteren* "*verscheuchen; scheu weglaufen*" (...) <sup>16</sup>

15 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.587f.

16 *Duden Etymologie. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache*, bearb. von der Dudenredaktion unter Leitung von P. GREBE, Mannheim 1963, S.624.

Damit erscheint die Annahme von Boll fast auf den Kopf gestellt: Groth hat ein ursprünglich niederdeutsches Wort in seiner ursprünglichen Bedeutung gebraucht, während Boll der hochdeutschen Bedeutungsverschiebung bei der Beurteilung eines plattdeutschen Textes erlegen ist. - Nicht so sehr viel anders ist das beim letzten Punkt, den Boll moniert. Er betrifft die Schlußzeile des Gedichts *Hör mi, du frame Gott*. Boll schreibt:

Zu dieser Strophe will ich weiter nichts bemerken, als daß "du frame Gott" wieder ohne Überlegung gesagt ist (denn *fromm* heißt der Mensch, der Gott fürchtet und ihm zu gefallen wünscht; von Gott zu sagen, er sei fromm, ist trotz dem bekannten Kirchenliede eigentlich widersinnig) (...) <sup>17</sup>

Dazu ist es nützlich, den Wörterbuchartikel *vrōme* bei Lasch - Borchling zu vergleichen:

*vrōme, vrāme, vrōm, vrām (framb)* (-m-, -mm-), adj., tüchtig, tauglich, kräftig, rüstig *van līve v.*, wertvoll, gut, *v. dāt*; ordentlich, ehrlich, redlich, rechtschaffen, ehrbar, *van ērlīken v.n lūden gebōren*, von guter Herkunft, gut beleumdet, unbescholten, angesehen, im vollen Besitz der Ehrenrechte; als ehrendes Beiwort: *de v. ridder, knāpe, v. lūde* bes. in der Zeugensformel, *v. man* (Anrede:) lieber Mann, guter Freund; brav, sanft, nachgiebig; von Frauen außerdem: anständig, sittig, züchtig, zurückhaltend; von Kindern: gehorsam, folgsam, artig, wohlgezogen; fromm, gottesfürchtig; von Gott: treu, fürsorglich <sup>18</sup>.

Für das ältere Hochdeutsche sieht der Gebrauch von *from*, *frum* übrigens ganz ähnlich aus <sup>19</sup>. Groth stimmt mit diesem alten Gebrauch völlig überein, während Boll eine abgewandelte Bedeutung mit religiösem Sinn zum Maßstab erhebt, die sich "seit dem 15. Jh. zeigt" und dann "im Nhd. allgemein wurde" <sup>20</sup>.

Fazit: Mehrfach sind es gerade besonders ursprüngliche und damit in gewissem Sinne besonders echte Formulierungen Groths, die Boll tadelt und teils hochdeutscher Herkunft bezichtigt. Könnte er etwa weniger gut Platt als Groth? So einfach liegt die Sache nicht. Man darf wohl davon ausgehen, daß Boll sein Mecklenburger Platt beherrschte. Aber Mecklenburg war seit Jahrhunderten für hochdeutschen Einfluß schon aus geographischen (zudem auch noch aus dynastischen) Gründen gegenüber dem Hochdeutschen

17 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.7, S.588.

18 LASCH - BORCHLING (wie Anm.10) Bd.1, Sp.1005.

19 Vgl. dazu beispielsweise M. LEXER, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*, 33. Aufl. Stuttgart 1969, Stichwort *vrum, vrom* S.300.

20 *Duden Etymologie* (wie Anm.16), Stichwort *fromm*, S.187.

viel offener als Schleswig-Holstein. Dadurch ist es bedingt, daß hier manche hochdeutsche Elemente eingedrungen sind, und zwar nicht als schichtgebundenes Bildungsgut, sondern in ganzer Breite. Hier haben die Erscheinungen ihre Ursache, die am Mecklenburgischen aus der Perspektive unbefangener holsteinischer Mundartsprecher als unplattdeutsch bemängelt werden. Allerdings geschieht es auch in diesem Zusammenhang leicht, daß eigenständige plattdeutsche Entwicklungen der einen Region von einem nicht genauer informierten Hörer der anderen Region dem Hochdeutschen zugerechnet werden. Um welche Art Erscheinungen es dabei geht, sei an einem Beispiel aus Reuters "Festungstid" demonstriert, das ziemlich zufällig ausgewählt worden ist. Es handelt sich um die Schildung eines Vorfrühlingstags.

En Bom frilich gräunte noch nich, un keine Blaum bläuhte, de Wischen un Brinker hadden noch ehr oll verschaten gelbrun Kled an, ehr schön niges, gräunes Kled was noch bi'n Snider; äwer de Snider let doch all velmal grüben: in de negste Woch' mit den letzten; wenn't Kled äwer mit Blaumen beset't warden süll, künn hei't vör drei Wochen nich schaffen; (...) <sup>21</sup>

Drei Wörter haben dabei eindeutig hochdeutschen Lautstand: *grüben*, *Woch* bzw. *Wochen* und *schaffen*. Dem stehen im Holsteinischen die genuin niederdeutschen Formen *gröten*, *Wääk* bzw. *Wäken* und *schapen* gegenüber, wobei *schapen* allerdings nicht in der Bedeutung 'fertigbekommen' benutzt werden kann (dazu müßte man *trechtkriegen* o.ä. sagen). Die von Reuter benutzten Formen lassen aber von vornherein gar nicht den Verdacht aufkommen, sie könnten ein speziell von diesem Autor aus dem Hochdeutschen entlehntes Bildungsgut sein. Dazu sind sie zu alltäglich. Tatsächlich ist es so, daß in der Mundart, die Reuter benutzt, die betreffenden plattdeutschen Wörter durch andere ersetzt sind, die sich ans Hochdeutsche anlehnen. Das Beispiel *schaffen* zeigt, daß damit auch Übernahmen im Bereich der Bedeutung verknüpft sein können. Insofern besteht ein durchaus handgreiflicher Grund für das Urteil, das Mecklenburgische sei weniger "echt" plattdeutsch. Durch eine Erscheinung im Bereich der Morphologie wird dieses Bild ergänzt: Die Phrase *ehr schön niges, gräunes Kled* läßt Flexive erkennen, die ebenso Kennzeichen der hochdeutschen Lautverschiebung aufweisen wie die vorher genannten Wörter. Interessanterweise ist in dem hier herangezogenen Text die ursprüngliche niederdeutsche Entsprechung auch noch zu finden, und zwar in einer genau parallel gebauten Formulierung im Satz davor: *ehr oll verschaten gelbrun Kled*. Das läßt ein Neben- und Gegeneinander der alten und neuen Formen zu jener Zeit vermuten, wie es heute übrigens auch im Hol-

21 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.4, S.321.

steinischen zu beobachten ist. Die neuen Formen werden in solchen Situationen von sprachbewußten Personen gewöhnlich als Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit angeprangert. Es ist anzunehmen, daß Formulierungen wie *niges*, *gräunes Kled* auch im Mecklenburg der Reuterschen Zeit ihre Kritiker gefunden haben und als nicht echt verurteilt worden sind. Das gilt natürlich nur so lange, bis die betreffenden Formen allgemeingültig geworden sind. Dann erscheinen sie als "echt".

Während bei den zuletzt erwähnten Erscheinungen des Mecklenburgischen tatsächlich von hochdeutschen Einflüssen die Rede sein muß, ist nun noch ein nicht selten bei Holsteinern auftauchendes Urteil zu erwähnen, das auf einem Fehlschluß beruht. Im zitierten Text kommen die Formen *keine* und *drei* vor, die in der Tat für einen Holsteiner, der *keen* und *dree* sagt, hochdeutsch klingen. Aber schon die Tatsache, daß auch *he* zu *hei* geworden ist, gibt einen Hinweis darauf, daß hier eine eigene mecklenburgische Entwicklung vorliegt<sup>22</sup>. In der Tat ist sie so typisch, daß Mecklenburg aus der Perspektive benachbarter Mundarten dieser charakteristischen *ei*-Laute wegen als *Land Eien* bezeichnet wird.

Festzuhalten bleibt: Das Urteil über hochdeutschen Einfluß ist je nach zeitlicher und räumlicher Perspektive variabel. Beim Zustandekommen der Einschätzungen von Echtheit kommen jeweils zutreffende Schlüsse und charakteristische Fehleinschätzungen zusammen.

Aber damit sind noch keineswegs alle Dimensionen des Echtheitsproblems erfaßt. Diejenigen Erscheinungen, die Specht und Strempel im Auge haben, wenn sie sagen, alle niederdeutschen Schreiber gerieten ohne Ausnahme in Gefahr, ihr Niederdeutsch durch Hochdeutsch beeinflussen zu lassen, sind bisher nicht oder noch kaum erfaßt. Von diesen müßten ja Groth und Reuter gleichermaßen, wenn auch nicht unbedingt im selben Umfang betroffen sein. In der Tat lassen sich schon in den kurzen Textstücken, die hier bisher herangezogen worden sind, Beispiele für eine gemeinsame Neigung zu Anleihen beim Hochdeutschen finden. Das Beispiel, das ich bei Groth im Auge habe, ist auch schon von Franz Boll herausgestellt worden; ich bin aber vorher nicht näher darauf eingegangen. Ich meine das Adverb *sogar* in dem Satz: *Sogar en schüchtern Hasen sleep mi vær de Föt*. Dieses *sogar* ist bei Wahrig mit 'auch' erklärt, jedoch mit einem Zusatz in Klammern: "(obwohl man es nicht vermutet, nicht angenommen hat)"<sup>23</sup>. Die Verwunderung, die damit linguistisch ko-

22 Vgl. zur Diphthongierung der geschlossenen mnd. *ê*, *ô*, *ô* im Mecklenburg-Vorpommerschen: W. FOERSTE, *Geschichte der niederdeutschen Mundarten*, in: W. STAMMLER (Hrg.), *Deutsche Philologie im Aufriß*, Bd.1, 2. Aufl. Berlin 1957, Sp.1729-1898, speziell Sp.1874.

23 G. WAHRIG, *Deutsches Wörterbuch*, Gütersloh 1968, Sp.3311.



diert worden ist, kann bei mündlichem Sprachgebrauch mit der Stimme, also paralinguistisch, zum Ausdruck gebracht werden. Ganz ähnlich steht es mit dem Adverb *frilich*, das Reuter in dem Satz gebraucht: *En Bom frilich gräunte noch nich...* Hier würde man die einräumende Haltung, der man durch das Wort *frilich* sprachlich Ausdruck verleiht, bei einer entsprechenden mündlichen Äußerung vielleicht der für sich ziemlich bedeutungsarmen Interjektion *Na* oder deren Erweiterung *Na ja* aufladen, wobei wieder der Stimmführung die hauptsächliche Bedeutung für die Kommunikation zukäme. Da könnte es dann etwa lauten: *Na ja, an de Bööm geef dat noch keen Gröön.*

Was diese Beispiele deutlich machen können, ist dies: Eine für den Schriftgebrauch geeignete Sprache (im Sinne von "langue") muß eine Reihe von sprachlichen Ausdrucksmitteln bereitstellen, für die im mündlichen Gebrauch kaum Bedarf besteht. Das ist zweifellos der Grund dafür, daß Sprachformen, die entweder ausschließlich mündlich in Gebrauch sind oder doch - wie die Mundarten - ihren Gebrauchsschwerpunkt im Mündlichen haben<sup>24</sup>, nur über wenige abtönende, verknüpfende, begründende oder einordnende Ausdrucksmittel verfügen, die der Sprache (im engen Sinn von "langue") zuzuordnen sind. Bezeichnend ist dabei - um wiederum zum Beispiel zurückzukehren, daß für das mnd. *vrilike(n)* neben der hauptsächlich geltenden Bedeutung 'frei, ungehindert, unbeansprucht, zu freier Verfügung, freiem Eigentum, sicher, ruhig' auch die Bedeutung 'fürwahr, allerdings, freilich' gebucht wird<sup>25</sup>, wie wir sie aus dem hochdeutschen Gebrauch kennen. Es kann hier außer Betracht bleiben, ob für diesen Gebrauch ein anderweitiges Vorbild benutzt worden ist. Bezeichnend erscheint mir aber, daß dieser Gebrauch zu einer Zeit, in der es einen verbreiteten niederdeutschen Schriftgebrauch gab, vorhanden war. In späterer Zeit, in der das Niederdeutsche Mundartstatus erhalten hatte, wird diese Bedeutungsvariante dagegen nicht mehr beobachtet. Im Mecklenburgischen Wörterbuch finden sich zwar praktisch gleichlautend mit dem Mnd. die Formen *friliken* und die auch schon mnd. Kurzform *friken*, aber nur in der ursprünglichen Bedeutung von 'frei, unbehindert'<sup>26</sup>. Darauf also konnte Reuter nicht zurückgreifen. So hat er denn zur hochdeutschen Form Zuflucht genommen, die nur im ersten Teil an das Niederdeutsche angepaßt worden ist, während sie im Auslaut ihre Her-

24 Vgl. dazu U. BICHEL, *Literatur und sprachliche Grundlage im Hochdeutschen und im Niederdeutschen*, in: F. DEBUS - J. HARTIG, *Festschrift für Gerhard Cordes zum 65. Geburtstag*, Bd.2: *Sprachwissenschaft*, Neumünster 1976, S.1-19.

25 LASCH - BORCHLING (wie Anm.10) Bd.1, Sp.1001.

26 R. WOSSIDLO - H. TEUCHERT, *Mecklenburgisches Wörterbuch* 2. Bd., Berlin Neumünster 1957, Sp.1088.

kunft klar erkennen läßt. Übrigens beschränken sich derart motivierte Übernahmen, die bei Groth und Reuter gleichermaßen nicht selten sind, nicht nur auf lexikalische Einheiten. Es kann sich auch um die Übernahme ganzer idiomatischer Wendungen handeln, wie in dem folgenden Fall aus Reuters "Festungstid", der sich nur wenig nach dem vorher herangezogenen Textstück findet:

Dat grötste Elend, wat mines Wissens noch kein von de Herrn Romanschriwers utführlich beschrewen hett, is, wenn sick so'n arm, jung' inspunnte Student in 'ne Kummandantendochter verleiwt<sup>27</sup>.

Die Wendung *mines Wissens* ist dabei nur beim Vokal des Possesivpronomens an das Niederdeutsche angepaßt, sonst aber durchaus hochdeutsch belassen, so daß die sprachliche Herkunft ganz handgreiflich ist. Deutlich ist auch die einschränkende Funktion, die man bei mündlicher Äußerung eher mit einem eingeschobenen Nachtrag ausdrückt, etwa mit *sovääl as ick weet*. Übrigens ist im zitierten Beispiel sicher auch das differenzierende Wort *utführlich* auf hochdeutsches Vorbild zurückzuführen, auch wenn die Lautung keinen zwingenden Nachweis zuläßt. - Nebenbei gesagt ist damit auf eine entscheidende Schwierigkeit für begründete Urteile bei der Frage hochdeutscher Elemente in niederdeutschen Texten hingewiesen. In gewissem Maße erscheinen Entlehnungen und Assimilationen aus anderem Sprachbereich selbst Reinheitsfanatikern unproblematisch, oder sie werden gar nicht bemerkt. Dazu kommen dann die Entlehnungen weniger deutlich erkennbarer Art, über die Sprachpfleger und unbefangene Gebraucher sowie Wissenschaftler und Laien uneins sind und endlich die eindeutigen Beispiele, auf die ich mich hier nach Möglichkeit beschränke. Aber zurück zu eindeutig hochdeutschen Wendungen bei Groth und Reuter. Ein Beispiel bei Reuter ist bereits besprochen worden. Eins bei Groth sei nun angefügt. Da ist das folgende besonders interessant, das zwar nicht in seiner plattdeutschen Prosa steht, sich aber auf diese bezieht, nämlich die Priamel, die er seinen ersten Vertelln vorangestellt hat:

Platt is nich fin,  
 Beer is keen Win,  
 Win is keen Beer,  
 Aller Anfang is schwer,  
 Schwer is aller Anfang:  
 Gev Gott en guden Fortgang<sup>28</sup>.

27 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.4, S.323.

28 Zitiert nach: K. GROTH, *Gesammelte Werke*, Kiel Leipzig 1893 u.ö. (= GROTH, GW), Bd.3, S.VI.

Hier macht das eingeschobene hochdeutsche Sprichwort die Mühe des Anfangs sehr sinnfällig. Groth bekennt: "Als ich zuerst anfang, plattdeutsch zu produzieren, war es mir fast unmöglich, plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formen hochdeutscher Konstruktion und Gedankenfolge ein (...)"<sup>29</sup>. Dieses Eingeständnis ist oft zuungunsten Groths verwendet worden. Man hat - größtenteils in Anlehnung an das zitierte Urteil von Robert Prutz - Groth wegen seiner Beziehung zu hochdeutscher Bildung als weniger plattdeutsch und Reuter demgegenüber als "durch und durch" plattdeutsch gesehen. Aber, wie gezeigt, haben die Anforderungen an den Schriftgebrauch und insbesondere an das Prosaschreiben beide Autoren zur Übernahme hochdeutscher Elemente gebracht. Wenn trotzdem in dieser Hinsicht eher an Groth als an Reuter Kritik geübt wird, dann muß noch anderes als allein das Faktum von Anleihen beim Hochdeutschen eine Rolle spielen.

Wenn man von dieser Feststellung ausgehend weitersucht, dann gerät man in die Bereiche "Erzählhaltung" und "Textsorte" und damit in weitere Dimensionen, die bei der Beurteilung von "echt" und "unecht" im Plattdeutschen sehr oft eine Rolle spielen, ohne daß sich die Kontrahenten der Diskussion immer darüber im klaren sind. Vielleicht kann das eine Gegenüberstellung am besten deutlich machen. Ich greife dazu auf die vorher schon herangezogene Vorfrühlingsschilderung von Reuter zurück, die - wie gezeigt - recht deutliche hochdeutsche Entlehnungen enthält, und stelle ihr eine Vorfrühlingsschilderung von ähnlichem Umfang aus Groths *Vertelln "Detelf"* gegenüber. Zunächst noch einmal Reuters Text:

En Bom frilich gräunte noch nich, un keine Blaum bläuhte, de Wischen un Brinker hadden noch ehr oll verschaten gelbrun Kled an, ehr schön niges, gräunes Kled was noch bi'n Snider; äwer de Snider let doch all velmal grüßen: in de negste Woch' mit den letzten; wenn't Kled äwer mit Blaumen beset't warden süll, künn hei't vör drei Wochen nich schaffen; (...)<sup>30</sup>

Zum Vergleich Groth:

In'n Utgang März, en Morgen gung Detelf um'n Mælnbarg na den Garn, um to sehn, ob de Frost al ganz ut't Land weer. Dat weer en schön still Morgen mit hoge Luft. He frei sik æwer de eerste wille Blom an'n Wall vær de Sünn, de as en lütt golln Knop ut den Lehm rutkeek, as de Fahlnföt se drivt, de bredden Blæd kamt erst na in'n Summer. He plück se un

29 K. GROTH, *Sämtliche Werke*, hrg. v. I. BRAAK - R. MEHLEM (= GROTH, SW), Bd.6, Flensburg [1961] (Nachdruck Heide 1981), S.78.

30 REUTER, GW (wie Anm.6) Bd.4, S.321.

beseeg se mit Andacht, de Lurk sung darto, ok man noch eenzeln, un he dach an Spreen un Hadbarn un en schön warm Fröhjahr<sup>31</sup>.

Zunächst fällt auf, daß Groths Text weniger eindeutig hochdeutsche Elemente enthält. Bei *Utgang* und *Andacht* muß man wohl von Lehnbedeutungen sprechen. Für beide ist bei Mensing nur konkreterer Gebrauch gebucht, bei *Utgang* im Hinblick auf Menschen, die einen Raum verlassen, bei *Andacht* im Hinblick auf gottesdienstliche Andacht. Dem Hochdeutschen zuzuordnen ist immerhin die Konjunktion *ob*, von der es bei Mensing heißt, daß dafür "im Volksmund meist *wat*" gebraucht werde<sup>32</sup>, und wohl auch die Konstruktion mit *um to*, zu der es im Mensing heißt: "Sätze mit 'um zu' sind im Plattd. nicht volkstümlich; (...) "<sup>33</sup>." Absolut gesehen sind hier also recht geringe hochdeutsche Einflüsse zu verzeichnen; aber die zuletzt genannten weisen auf Erscheinungen hin, die vielfach Anlaß zur Kritik an Groth gegeben haben; denn es handelt sich um Sprachelemente, die den Satzbau organisieren. Groths Text zeigt mehrere Satzgefüge, Reuter bis auf einen Nebensatz zur Hauptsätze. - Wenn man genauer betrachtet, woran das liegt, dann stellt man fest, daß Reuter seine Schilderung in eine Handlung umsetzt, die er unter Anwendung des Kunstgriffs der Personifizierung erzählen kann. Groth sucht differenzierter in Beobachtungen, Gedanken und Empfindungen einer Person einzudringen und dazu gemäßige Ausdrucksformen zu finden. Bezeichnenderweise hat er seinem Vertelln "Detelf" in späterer Auflage den Titel gegeben: "Wat en holsteenschen Jung drömt, dacht un belęvt hett, vęr, in un na den Krieg 1848"<sup>34</sup>. Die Schilderung von äußeren und inneren Zuständen, von Verhalten und Gedanken steht für Groth im Zentrum seiner Prosa, für Reuter das Geschehen, das mit der Gebärde mündlichen Erzählens ergriffen wird.

Groth bemüht sich also um eine in der Mundart nicht so übliche Textsorte und einen dementsprechenden funktionalen Stil. Man könnte sagen, er bemühe sich um den Ausbau der Mundart<sup>35</sup>. Aber das wird von etlichen plattdeutschen Sprachpflegern schon als Sündenfall angesehen. Charakteristisch sind dafür einige Ausführungen in dem schon erwähnten Aufsatz über den nie-

31 GROTH, SW (wie Anm.29) Bd.4, S.55.

32 MENSING (wie Anm.9) Bd.3, Sp.826.

33 MENSING (wie Anm.9) Bd.5, Sp.308.

34 GROTH, GW (wie Anm.28) Bd.3, S.1. (Das Inhaltsverzeichnis S.VII nennt als Jahreszahl der Umarbeitung 1880).

35 Vgl. H. KLOSS, *Abstandssprachen und Ausbausprachen*, in: J. GÜSCHEL - N. NAIL - G. VAN DER ELST (Hrg.), *Zur Theorie des Dialekts* (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte NF., 16), Wiesbaden 1976, S. 301-322.

derdeutschen Stil von Specht und Stempel. Sie gehen da von einem Beispiel aus, in dem - vielleicht noch etwas gesteigert - einige der erwähnten Eigenheiten von Groths plattdeutscher Prosa zu erkennen sind. Der Autor und die Fundstelle des Textes werden übrigens von Specht und Stempel nicht genannt, sei es zur Schonung des Verfassers oder aus Verachtung. Es handelt sich um einen Satz aus Fritz Wischers Vorwort zum Jochen Mähl Gedenkbook:

De em darto Moot maakt un em ok darför en Verleger, Cotta in Stuttgart, besorgt harr, weer de ool Klosterpropst Rochus von Liliencron, de ok en Vörwort darto schreben hett, vun dat wi ok en Deel afdrückt hebbt, um uns Lesers to wiesen, wo hoch düsse Mann, de domals in de literarische Welt so veel gelln dee, dat Book stellt<sup>36</sup>.

Der Kommentar von Specht und Stempel dazu lautet:

So spricht kein Niederdeutscher, so kann, so darf kein Niederdeutscher schreiben. Und doch hat dies ein niederdeutscher Mann geschrieben. Er war dem hochdeutschen Stil verfallen.

Man sieht: erstes und auffälligstes Kennzeichen des niederdeutschen Stils ist das Nebeneinanderreihen von Hauptsätzen und das spärliche Verwenden der Unterordnung<sup>37</sup>.

Soweit Specht und Stempel. Sie geben dann Gegenbeispiele. Aber bei diesen ist auffällig, daß es sich durchweg um Zitate aus kurzen Erzählungen handelt. Mit besonderem Nachdruck werden die von Wilhelm Wisser aufgezeichneten Märchen als Muster hervorgehoben. Da wird also im Grunde der Stil einer Textsorte zum Stil einer Sprache stilisiert und zum Maßstab der Echtheit gemacht.

Die vorgeführten Beispiele lassen erkennen: Am Vorkommen aus dem Hochdeutschen stammender Elemente in den niederdeutschen Texten von Groth und Reuter treten charakteristische Probleme des Schriftgebrauchs von Mundart zutage, und zwar dadurch, daß sie von manchen Rezipienten, insbesondere von sprachpflegerisch engagierten, kritisiert (oder auf andere Weise mit Sanktionen belegt) werden<sup>38</sup>. Als Maßstab dient dabei die

36 F. WISCHER (Hrg.), *Jochen Mähl Gedenkbook*, Garding o.J., S.7; Zitat bei SPECHT - STEMPEL (wie Anm.2) S.99.

37 SPECHT - STEMPEL (wie Anm.2) S.99.

38 "Sprachpfleger" können naturgemäß nur vorkommen, wenn in der betreffenden Sprachgemeinschaft ein bewußtes Normstreben, die Vorstellung einer Idealnorm, vorhanden ist. Ist nur eine Gebrauchsnorm vorhanden, so übernimmt das Verspotten gewisser Spracheigentümlichkeiten durch tonangebende Mitglieder der Sprachgemeinschaft die Regulierung des Gebrauchs. Zu "Idealnorm" und "Gebrauchsnorm" vgl. U. BICHEL, *Problem und Begriff der Umgangssprache in der germanistischen Forschung*, Tübingen 1973, besonders S.202-204.

"Echtheit". Echtheitsurteile werden, so ist festzustellen, vielfach mit großer Selbstgewißheit abgegeben und verteidigt, ohne daß rationale Gründe dafür faßbar werden. Von wissenschaftlicher Seite besteht angesichts dessen die Neigung, solche Echtheitsurteile als irrelevant zu übergehen. Das läßt sich jedoch angesichts der vorgeführten Beispiele nicht gut vertreten. Die Beispiele zeigen: Es geht um konkrete Probleme des Sprachausbaus (Probleme übrigens, wie sie in verwandter Art auch bei jeder Herausbildung eines Sprachstandards aus mündlichem Gebrauch zu beobachten sind). Das Urteil "echt" oder "unecht" ist dabei ein real wirksamer Regulator der Kommunikation. Aber so real dieser Faktor ist, so wenig ist er festzumachen; denn er ist relativ, und zwar nicht nur bezogen auf eine Dimension. Wie die Beispiele zeigen, spielen zum mindesten das zeitliche und räumliche Verhältnis, das Sprachmedium und die Textsorte eine Rolle, daneben zweifellos auch die soziale Komponente. Die unterschiedliche Gewichtung der Komponenten bzw. Dimensionen dürfte der Grund für auseinanderklaffende Echtheitsurteile sein. Der charakteristische Streit, der daraus zu entstehen pflegt, erscheint einem außenstehenden Betrachter zwar manchmal unsinnig. Überflüssig ist er dennoch nicht. Denn in ihm ist der Regelkreis zwischen bewahrenden und neuernenden Kräften einer sprachtragenden Gruppe wirksam, ohne den eine Sprachform auf die Dauer nicht existieren kann. Die Toleranzen müssen immer wieder neu abgesteckt werden. Für Mundarten ist dabei das Verhältnis zur "überdachenden" Hochsprache von besonderem Gewicht<sup>39</sup> und damit das Verhältnis zu den Funktionen, die die Hochsprache an sich gezogen hat. Auf diesem Hintergrund also ist das teils ähnliche, teils gegensätzliche Verhältnis zur Verarbeitung hochdeutscher Elemente bei Groth und Reuter zu sehen.

---

39 Vgl. J. GOOSSENS, *Niederdeutsche Sprache. Versuch einer Definition*, in: J. GOOSSENS (Hrg.), *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*, Bd.1: *Sprache*, Neumünster 1973, S.9-27, besonders S.11f.